

Vom Bauen. Zu Leben und Werk von Ottokar Uhl | 2005

Von Bernhard Steger

aus: *Architekturzentrum Wien (Hg.) „Ottokar Uhl“, Verlag Anton Pustet, Salzburg – München 2005*

Ottokar Uhls Tätigkeit als Architekt wird in erster Linie mit den Themen Kirchenbau und partizipativer Wohnbau in Zusammenhang gebracht. Wenn dies unter dem Gesichtspunkt der realisierten Bauten auch durchaus stimmt, verstellt es doch den Blick auf dahinter liegende Überlegungen und Ideenstränge. Für Ottokar Uhl ist Bauen ein Prozess, eine Entwicklung von der Grundlagenuntersuchung bis zur Elimination des Gebäudes. Architektur darf für ihn in keiner Phase so fixiert sein, dass Änderungen und Adaptierungen nicht mehr möglich sind. Eine so verstandene Architektur kann auch nicht mehr auf einen Zustand, auf das Erscheinungsbild am Tag der Fertigstellung hin entwickelt werden, sondern muss anpassungsfähig bleiben für die Anforderungen, die sich durch die zeitlichen Veränderungen ergeben. Jede Entscheidung muss immer im Spannungsfeld von notwendigen Festlegungen und potenziellen Entwicklungsmöglichkeiten getroffen werden. Diese Veränderungen und Entwicklungen sollen sich aber aus dem täglichen Lebensvollzug der Menschen ergeben, da die ästhetische Aneignung der Umwelt für Uhl integraler Bestandteil menschlicher Existenz darstellt. Ihm geht es darum, ästhetisches Vermögen nicht nur einigen wenigen Experten, also den Architekten und Künstlern alleine zuzugestehen, vielmehr ist für ihn der Mensch erst dann wirklich Mensch, wenn er ästhetisch aktiv ist. Das von Friedrich Schiller formulierte Ideal, "Werden mit absolutem Sein" und "Veränderung mit Identität zu vereinbaren"ⁱ, ist für Uhl Ziel seiner Arbeit. Da Ottokar Uhl aber seine Arbeit immer in einem konkreten Lebenszusammenhang sieht, kann sich dieses Ziel nicht in der Formulierung eines Ideals erschöpfen. Er versteht seine Arbeit als Möglichkeit zur ästhetischen Erziehung des Menschen, denn "die ästhetische Aktivität hat letztlich den Menschen selbst zum Ziel, seine Psyche, seinen Intellekt, seine Sittlichkeit"ⁱⁱ.

Wie nur wenige andere Architekten hat Ottokar Uhl versucht, sich selbst, seine Arbeit und die architektonische Leistung anderer verständlich, anschaulich und nachvollziehbar zu machen. Sowohl in seiner Architektur als auch in seiner theoretischen Arbeit standen die konkreten Umstände, die zu bestimmten Entscheidungen führten, immer im Mittelpunkt seines Interesses. Diese sollten verstanden werden, damit qualitätsvolle Entscheidungen eine breite Basis und erbrachte Leistungen breites Verständnis erreichen konnten. Nicht zufällig haben Uhls Bücher das Format eines Architekturführersⁱⁱⁱ oder das eines Handbuchs^{iv}. Aus diesem Grund auch hielt er viele Vorträge und veröffentlichte unzählige Texte. Da aber keine pädagogische Maßnahme so wertvoll ist wie die eigene Erfahrung, erschien es ihm nur konsequent, den Menschen dort, wo sie persönlich in fundamentaler Weise betroffen sind wie eben bei der Planung der eigenen Wohnung, auch die Möglichkeit zu geben, sich aktiv an diesem Prozess zu beteiligen. Ästhetik ist für Uhl also nicht, wie ihm gerade im Zusammenhang mit seinen partizipativen Ansätzen im Wohnbau vorgeworfen wurde, ein nachrangig zu behandelnder Teil der Architektur, sondern im Gegenteil so

wichtig für alle, dass eine Verkürzung der ästhetischen Aktivität auf die alleinige Betrachtung von Objekten ein unzulässiges Vorenthalten von Chancen auf Lebensentfaltung darstellt. Uhl fordert daher die Entwicklung einer demokratisierten Ästhetik: „Anstelle der Spitzenleistung einzelner Ästhetikfachleute für wenige Privilegierte ist eine reduzierte ästhetische Leistung Vieler zu fordern. Reduziert ist sie aus zwei Gründen: zum einen fehlt die ‚Fachkompetenz‘, zum anderen fehlen die ökonomischen Ressourcen. Notwendig ist sie aus zwei anderen Gründen, zum einen aus Gründen der Selbstbestimmung der erforderlichen Technologie, der Funktionen und Zielsetzung und zum anderen aus Gründen der Selbstentfaltung und Persönlichkeitsentwicklung (auch im Spielerischen, Funktionslosen und Zweckfreien). Die reduzierte Ästhetik der Vielen schlägt in der Folge ihrer Quantität um in eine neue Qualität von Ästhetik, die der Ästhetik der Spitzenleistung vorzuziehen ist.“^v

“...ein Menschenbild, wenn nicht als Wirklichkeit, so doch als Hoffnung...”^{vi}

Ottokar Uhl wurde am 2. März 1931 in Wolfsberg in Kärnten geboren. Als lediges Kind wuchs er die ersten Jahre bei einer Ziehmutter in St. Leonhard im Lavanttal auf, bevor er 1940 zu seiner Mutter nach Wien kam. Ab Herbst 1945 besuchte er die Hochbauabteilung der Staatsgewerbeschule in Mödling. Ein dafür notwendiges Praktikum absolvierte er im Sommer 1948 in Zell am See in der Planungsabteilung der Tauernkraftwerke, wo er zum ersten Mal mit Bauten von Lois Welzenbacher in Berührung kam. Zwei seiner HTL-Lehrer, die Otto Wagner-Schüler Rudolf Weiß und Josef Gröbl hatten ihn auf Welzenbacher aufmerksam gemacht und ihm *Haus Buchroithner* (1928–30) und *Haus Heyrovsky* (1932) gezeigt.

Nach der Matura und einer einjährigen Mitarbeit bei den Tauernkraftwerken begann Ottokar Uhl 1950 in Wien Architektur zu studieren. Nach kurzer Zeit an der Technischen Hochschule wechselte er in die Meisterschule Welzenbacher an die Akademie der bildenden Künste in Wien – eine Entscheidung, die wohl auch auf den großen Eindruck, den die Welzenbacher-Häuser in Zell am See bei ihm hinterlassen hatten, zurückzuführen ist. Auffallend bei den Projekten seiner Studentenzeit ist ein freierer Umgang mit unterschiedlichem architektonischem Formenvokabular im Gegensatz zu jenen Projekten, die er später, nach der Sommerakademie in Salzburg, entwarf und die sich viel stärker einer modularen Ordnung unterwarfen.

Während des Studiums entwickelte Uhl eine große persönliche Wertschätzung für seinen Lehrer, was nicht zuletzt Motivation für seine späteren Arbeiten über diesen großen Modernen der österreichischen Architektur war. Im Dezember 1953 schloss Uhl nach sechs Semestern sein Studium ab. Im Abschlusszeugnis formulierte Welzenbacher: „Bei seiner Begabung, Fleiß u. Ausdauer ist er zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.“^{vii}

Unmittelbar nach dem Studium konnte Uhl gemeinsam mit seinem Studienkollegen Hugo Potyka ein *Wohnhaus an der Linken Wienzeile* errichten. Bis 1958 arbeiteten sie gemeinsam an einer Reihe weiterer Projekte, einige bearbeitete Uhl auch alleine. Mit Uhls Wechsel in das Büro von Architekt Fred Freyler endete die Partnerschaft mit Potyka.

Eine wesentliche Zäsur in der architektonischen Entwicklung Uhls war der Besuch der Salzburger Sommerakademie 1957 bei Konrad Wachsmann. Wachsmann (1901–1980) studierte und arbeitete zunächst in Deutschland, musste aber 1941 in die USA emigrieren, wo er sich intensiv mit dem industrialisierten Bauen, der Effizienz von Konstruktionssystemen und deren Massenproduktion beschäftigte. Auf Einladung von Friedrich Welz hielt er von 1956 bis 1959 in Salzburg Teamseminare ab. Diese Teamseminare liefen nach einem ganz genau vorgegebenen Schema ab, in dem Tage der intensiven Diskussion in Kleingruppen zu vorgegeben Themen von einem Tag der allgemeinen Gruppendiskussion abgelöst wurden. Dieser Vorgang wiederholte sich so lange, bis jede Gruppe sich einmal mit jedem der vorgegeben Unterthemen beschäftigt hatte. Ausgehend von einem zunächst allgemein formulierten Thema sollten die Teilnehmer durch das Erkennen von mechanischen und emotionalen Vorgängen zu logischem Denken geführt werden, ein Prozess, an dessen Ende, nach fünf Wochen, auch ein gemeinsam erarbeitetes Projekt stand.

Diese Sommerakademien waren für eine ganze Reihe junger österreichischer Architekten ganz wichtige Meilensteine ihrer persönlichen Entwicklung. Bei Uhl wurden sie in doppelter Hinsicht wirksam: inhaltlich und methodisch. Inhaltlich war es die Idee des industrialisierten Bauens, das sich durch das Zusammenfügen industriell hergestellter, nicht auf ein konkretes Projekt hin produzierter Teile definiert, methodisch war es der Ablauf der Seminare, das Arbeiten an einem Thema und nicht an einem Problem. Für Wachsmann konnte eine Zieldefinition im Sinne eines zu erledigenden Problems nicht am Beginn einer Arbeit stehen, da eine solche Zieldefinition im besten Fall nur zu einer ungenauen Annäherung führt. Doch diese kalkulierbare Wahrscheinlichkeit stellte für ihn keine Ungenauigkeit dar, sondern lag in der Natur der Dinge, die Möglichkeit des Reagierens auf neue Situationen war bereits Teil der Lösung. Ein zweiter wichtiger Punkt, der später auch bei Uhl auftauchen wird, war die Überlegung, dass eine Verbesserung der gebauten Umwelt nicht in besserer Architektur, sondern in der Verbesserung der Vorgänge rund um das Bauen liege.^{viii} Ein dritter Punkt war das Arbeiten im Team, nach Möglichkeit interdisziplinär besetzt, da dies von Wachsmann als die einzige Möglichkeit angesehen wurde, auf komplexe Aufgaben adäquat zu reagieren.

Eine erste Chance, diese Ideen des neuen Bauens bei einem Projektentwurf anzuwenden, ergab sich Anfang 1958, als Uhl auf Empfehlung von Msgr. Otto Mauer zu einem beschränkten Wettbewerb für eine *Kirche in Teesdorf*, NÖ, eingeladen wurde. Mit Otto Mauer war Uhl schon um 1953 in Kontakt gekommen und er hatte in der Folge regen Anteil am künstlerischen und intellektuellen Austausch in der Galerie St. Stephan. Für die Kirche schlug Uhl einen rechteckigen Baukörper in einem von Mauern umschlossenen Hof vor. Auffällig an den Plänen ist die starke Betonung des orthogonalen Rasters, der hier gezeichnet zum ersten Mal auftritt, Uhls Schaffen aber bis zuletzt prägen und begleiten wird. Aufbauend auf diesem Raster entwickelte Uhl eine Kirche, die im Wesentlichen aus einer auf vier Stützen stehenden Binderkonstruktion bestand, die sowohl für die Grundrissdisposition als auch für die Wahl der Außenhaut alle Freiheiten ließ. Auch wenn die Kirche nicht – wie im Sinne Wachsmanns – aus industriell hergestellten Teilen, sondern

aus konkret für dieses Bauwerk produzierten Elementen bestehen sollte, hielt sich Uhl in seinen Entscheidungen in allen drei Dimensionen doch genau an das Rastersystem. Uhl war überzeugt, dass eine Erneuerung des Kirchenbaus über die Auseinandersetzung mit Material und Konstruktion führen musste: "Trennt man nämlich von der Aufgabe, eine Kirche zu bauen, all das, was aber mit den Mitteln der Technik nicht ausdrückbar ist, so bleibt die profane Aufgabe, einen weiten Raum zu umschließen, eine Halle mit großer Spannweite zu bauen. Diese Spannweiten zu überbrücken wurden die verschiedensten Arten der Wölbung erfunden. An ihre Stelle treten heute die verschiedensten Konstruktionsformen der modernen Architektur. Durch die Einführung von Stahl und Stahlbeton als sichtbares und spürbares Material wurde die Diskussion um den sakralen Wert eines Baustoffes ausgelöst. Dieser ist nicht von vornherein festzulegen, sondern durch seine Verwendung und Anordnung."^{ix}

Trotz intensiver Bemühungen ist es Uhl nicht gelungen, den Auftraggeber von seinem Entwurf zu überzeugen.

Im Sommer 1958 konnte Ottokar Uhl jedoch seinen ersten Kirchenraum realisieren. Für die Katholische Hochschulgemeinde in Wien sollte in deren Haus in der Ebendorferstraße ein Lagerraum zu einer *Studentenkapelle* umgebaut werden. Uhl entschied sich für eine weitgehende Beibehaltung der Raumstruktur; die Wände wurden ausgemalt und ein Asphaltboden eingebracht, die Wand zum Innenhof wurde aufgerissen und transluzent verglast. In der Auseinandersetzung über den Entwurf der Kapelle mit dem Leiter der Hochschulgemeinde, Msgr. Karl Strobl, wurde die Grundlage für Uhls Verständnis von Kirchenbau und liturgischem Vollzug geschaffen. Strobl, ein enger Freund von Otto Mauer, war überzeugt, dass nach den Schrecken des Krieges und der Nazi-Diktatur auch innerhalb der Kirche eine radikale Erneuerung stattfinden müsse. Diese Erneuerung sollte auch und gerade in der Liturgie zum Ausdruck kommen. Seiner Vorstellung einer christlichen Personalgemeinde entsprach die Versammlung um einen portablen Tisch, analog der Tischgemeinschaft des Abendmahls.^x Diese Idee offener Handlungsräume erstreckte sich in späterer Folge auch über den Kirchenbau hinaus und wurde generell zu einer Maxime von Ottokar Uhls Architekturverständnis.

1959 trat Uhl in die Architektenkammer ein und begann als selbständiger Architekt zu arbeiten. Durch Strobl und Mauer kam er im Umfeld von Katholischer Hochschulgemeinde und Akademikerverband mit einem Milieu des liberalen Katholizismus in Kontakt, in dem er wichtige inhaltliche Auseinandersetzungen und wertvolle Gesprächspartner fand. Aus diesem Kreis und deren Vermittlung erwuchsen ihm auch erste Aufträge als Architekt und in weiterer Folge Aufgaben wie die Mitarbeit im Laienrat der Erzdiözese Wien (1966–70), im Arbeitskreis "Kirchliches Bauen" des österreichischen Pastoralinstituts (1972–75), oder die Delegierung zur Synode in Wien (1968–71).

“...noch sachlicher werden, um weiterzukommen...”^{xi}

Die späten fünfziger und frühen sechziger Jahre waren geprägt vom Bemühen, sich als Architekt zu etablieren. Neben Aufträgen im privaten Bereich waren es vor allem Entwürfe für Kirchen und Kapellen, mit denen Uhl befasst war. In dieser Zeit bestand ein großer Bedarf an neuen Kirchen, zusätzlich verlangten die Beschlüsse des 2. Vatikanischen Konzils Änderungen in vielen bestehenden Kirchen. Die katholische Kirche war in dieser Phase einer der aufgeschlossensten Auftraggeber und ermöglichte einer Reihe junger Architekten erste Realisierungen.

Überlegungen zur Industrialisierung und Modernisierung des Bauens durchzogen neben den Kirchen und Kapellen aber auch Uhls andere Bauaufgaben. Indem der Bauprozess in viele kleine Schritte unterteilt und jeder dieser Schritte sachlich überlegt und begründet wurde, sollte eine objektive, sachliche Planung möglich werden. Ein solches Verständnis von Planung sollte die Architektur herausführen aus dem Feld der Kunst, in dem die Argumente im Bereich des Intuitiven liegen, hinein in eine Planung der nachvollziehbaren und begründbaren Entscheidungen. Anforderungen und Lösungsansatz, Ursache und Wirkung sollten so in ein direktes und nachvollziehbares Verhältnis gebracht werden. Das neue Bauen sollte ein transparentes System sein, bei dem durch richtige Definition der Anforderungen und richtige Methode nur eine richtige Lösung heraus kommen konnte.

Sein am konsequentesten in diese Richtung entwickeltes Projekt konnte Uhl mit der *demontablen Kirche in der Siemensstraße* in Wien-Floridsdorf verwirklichen. Basierend auf Untersuchungen des Instituts für kirchliche Sozialforschung entwickelte er – zunächst ohne konkreten Auftrag – ein Projekt für eine Kirche, die eine Lebensdauer von mindestens 40 Jahren besitzen sollte und die zumindest zwei Mal demontiert und wieder aufgebaut werden konnte. Damit sollte einem verstärkten Trend zu Mobilität innerhalb der modernen Gesellschaft Rechnung getragen werden. Ausgehend von einer Grundeinheit von 6 x 18 m als Kleinstkirchenraum sollten durch Addition von zwei oder mehreren Einheiten Kirchen unterschiedlicher Größe zusammengestellt werden können.

Bereits 1960 bekam Uhl dann den Auftrag für die Planung einer Kirche einem Stadterweiterungsgebiet Siemensstraße. Für dieses aus zwei Baukörpern (Kirchenraum und Nebenräume) bestehende Projekt ging er auf die Suche nach am Markt befindlichen und für diesen Zweck geeigneten Bausystemen. **[FOTO Siemensstraße Grundriss]** Erst nach längerer Suche stieß Uhl auf das damals in Österreich noch nicht erhältliche Mero-System der Firma Mengerlinghausen aus Würzburg. Dieses System bestand aus verzinkten Stahlrohren, welche an beiden Enden mittels Gewinden abgeschlossen waren. Diese Gewinde konnten in Knotenpunkten in verschiedenen, fix vorgegebenen Winkeln eingedreht werden, wodurch eine Konstruktion entstand, die ihre volle statische Wirkung als räumliches Fachwerk erreichte. Die Wände waren allseitig geschlossen und die ganze Decke mit transluzenten Kunststoffkuppeln bedeckt, durch die der Raum gleichmäßig erhellt wurde. Außenwände und Fußboden bestanden aus vorgefertigten Betonplatten.

Dieses Projekt orientierte sich radikal an den Wachsmann'schen Grundsätzen: ein industriell, nicht auf ein konkretes Projekt hin entwickeltes System mit einheitlichen Elementen, die nicht industriell erhältlichen Produkte wie die Betonplatten vorgefertigt in einem einheitlichen Maß und das ganze

Gebäude konsequent über einem Raster entwickelt. Dementsprechend gestaltete sich auch die Herstellung grundsätzlich anders als bei konventionellen Bauten; einer relativ langen Planungs- und Entwicklungszeit folgte eine sehr rasche Errichtung. Noch radikaler als bei den Kapellen der Katholischen Hochschulgemeinde verweigerte sich Uhl mit diesem Projekt den tradierten Erwartungen, was die Gestaltung eines Kirchenraumes betraf. Die Bevölkerung akzeptierte die Kirche lediglich als Provisorium, für das eben nur beschränkte Geldmittel zur Verfügung standen.^{xii} Uhl selber war vom Ergebnis überzeugt: „Der Verfasser bekennt sich zu dieser Art von Architektur, und es wäre falsch, die strenge architektonische Gestaltung einzig und allein vom Begriff ‚Notkirche‘ her verstehen zu wollen.“^{xiii} Und wie so häufig bei Provisorien wurde auch die Kirche in der Siemensstraße nie abgebaut oder an einem anderen Ort wieder aufgebaut. Bautechnisch verlangte Uhl von der Lichtdecke mehr als zur damaligen Zeit technisch möglich und das Bauamt der Erzdiözese finanziell zu geben bereit gewesen war. Aufgrund regelmäßig auftretender Probleme mit der Dichtheit des Daches wurde dieses so saniert, dass das ursprüngliche Raumkonzept heute kaum mehr erahnbar ist.

Industriell hergestellte, demontable Architektur war in diesen Jahren ein vielerorts virulentes Thema. Yona Friedmanns *Ville spatiale* (1959) oder die *Modell-Raumstadt* von Eckhard Schultze-Fielitz (1958–59) waren frühe Beispiele der Beschäftigung mit veränderbaren und individuell adaptierbaren Strukturen. Uhl fand diese Konzepte allerdings als zu lebensfern, zu wenig sah er die sozialen, technischen und politischen Konsequenzen mitgedacht. Seine eigenen Entwürfe, die sich mit Fragen des industrialisierten Bauens auseinandersetzten, waren daher immer auf eine Realisierbarkeit hin entwickelt und reichten von Kirchen und Wohnhäusern bis hin zu Möbel- und Ausstellungsgestaltungen – wenn auch vieles davon Projekt blieb.

Realisiert werden konnte eine *Kirche in Taegu*, (Süd-)Korea (1964–66). Der Bischof von Taegu hatte anlässlich eines Winaufenthalts in der Kapelle in der Ebendorferstraße eine Messe zelebriert und dabei auch Ottokar Uhl kennen gelernt. Noch ganz durchdrungen vom Aufbruch des 2. Vatikanums (1962–65) wollte er mit Uhl eine Kirche bauen, die „eine Modellkirche fuer den kuenftigen Kirchenbau in Korea“^{xiv} sein sollte. Der ursprüngliche Plan, der neben der Errichtung einer Kirche ein Seelsorgezentrum mit Schulungsräumen, Unterkünften, Pfarrsaal etc. umfasst hatte, musste aber letztlich auf den Kirchenbau, finanziert durch die Sternsingeraktion der Katholischen Jungschar, reduziert werden.

Die Kirche ist über einem quadratischen Grundriss in Bezug auf alle Achsen symmetrisch errichtet. Sie entspricht nach außen einer abgetreppten, aus der Addition von Grundmodulen zusammengesetzten Pyramide. Der Zugang erfolgt über die vier Eckfelder. Im Inneren ist der zentrale Bereich gegenüber dem Umgang abgesenkt, während das Dach zur Mitte hin stufenweise ansteigt. Das nur über die Decke belichtete Gebäude ist als Stahlbetonskelett konstruiert, die ausgefachten Wände sind außen mit Klinker verkleidet und innen weiß verputzt.

Der Planungs- und Bauverlauf gestaltete sich wegen der Entfernung und unterschiedlicher Baunormen und Materialien sehr kompliziert. Uhl war drei Mal in Korea und obwohl einige Punkte

nicht so ausgeführt werden konnten wie geplant,^{xv} war er mit dem Ergebnis zufrieden. In einem Brief an seine Mitarbeiter schrieb er kurz vor seiner letzten Abreise aus Korea: "Bei einer Notenskala von 4 Noten würde ich folgendermaßen klassifizieren: Städtebaulich 1, Außenraum 1, Innenraum 1, Liturgie 1."^{xvi} Die Kirche wurde 1966 geweiht, Uhl selber hat sie aber im fertigen Zustand nie gesehen. Heute ist die Kirche, die ursprünglich allein auf einer Kuppe stand, rundum komplett verbaut, auch ihre liturgische Vorbildwirkung konnte sie nur bedingt erfüllen. Die ursprünglich halbkreisförmig um den Altar angeordneten Sitze sind heute durch eine axiale Anordnung ersetzt.

Die theoretische Forschung zum Kirchenbau konnte Ottokar Uhl im Rahmen eines Lehrauftrags an der Akademie der bildenden Künste Wien, den er ab dem Wintersemester 1965 bei Ernst Plischke innehatte, intensivieren. Zentrales Thema seiner Lehrveranstaltungen war die Liturgie, also die Lage der Funktionsorte und deren Beziehungen untereinander. Ab 1968 erarbeitete er dann im Rahmen dieser Tätigkeit die Studie mit dem Titel *Gemeinschaftsbauten von Kirchengemeinden*^{xvii}: Gemeindezentren sollten nicht objekthaft, sondern als Teil der Stadt gedacht werden und sowohl der Liturgieraum als auch die anderen Bereiche sollten Nutzungsüberlagerungen (Vorträge, Diskussionen, Tanz und gemeinsame Nutzung mit außerkirchlichen Organisationen) offenstehen.

Direkten architektonischen Ausdruck fand diese Arbeit in einem zweiten Entwurf für die Pfarre Rodaun (*Rodaun II*). Uhl entwarf zunächst drei gedankliche Konzepte zum Verhältnis von Liturgieraum und Räumen für die Pfarrgemeinde, die er dem Pfarrgemeinderat zur Diskussion vorlegte. Dieser entschied sich für eine Variante, die einen Raum für die Liturgie vorsah, welcher aber auch für andere Zwecke nutzbar sein sollte, und diesem zugeordnete Räume, die ausschließlich dem Gemeindeleben vorbehalten sein sollten. Der Entwurf für Rodaun, in seiner letzten Version im Frühjahr 1970 entstanden, sah einen flachen Baukörper vor, der gemeinsam mit den bestehenden Häusern einen Hof umschloss. Innerhalb des Baukörpers gab es nur zwei fixe Bereiche (Andachtsraum und Sanitärblock), der Rest konnte mittels verschiebbarer Wände in unterschiedliche Räume unterteilt werden. So war ein Gottesdienstraum sowohl für kleine Gruppen (80 Personen) als auch für bis zu 800 Personen gestaltbar. Die Bereiche, die nicht für die Messfeier in Anspruch genommen wurden, sollten für unterschiedliche pfarrliche Aktivitäten genutzt werden können. Da der für den Kirchenbau verantwortliche Bischof Jachym diesem Konzept letztlich seine Zustimmung verweigerte, trat Uhl vom Auftrag zurück.

Damit war ein vorläufiges Ende seiner durchgehenden Beschäftigung mit dem Kirchenbau fixiert. Mit dem Ende der sechziger Jahre hatte sich auch die innerkirchliche Euphorie im Gefolge des 2. Vatikanischen Konzils wieder gelegt und die Experimentierfreude in den kirchlichen Bauämtern ließ merklich nach. Erst mit dem Entwurf für das katholische *Gemeindezentrum in Karlsruhe-Neureut* (ab 1981) konnte Uhl wieder eine grundsätzliche Position im Kirchenbau formulieren, die in vielem eine Zusammenfassung seiner frühen Kirchenbautätigkeit sein sollte.

Nachdem Uhl schon 1959 in einem Artikel in der Zeitschrift *Wort und Wahrheit* seinen Lehrer Lois Welzenbacher gewürdigt hatte,^{xviii} stellte er 1963 für die Galerie St. Stephan eine *Ausstellung* über Welzenbacher zusammen. 1968 erschien eine gemeinsam mit Friedrich Achleitner geschriebene Monographie über Welzenbacher.^{xix} Ausstellung und Buch, welche von einem großen Respekt dem Werk und der Person Welzenbachers gegenüber getragen sind, verwundern zunächst etwas vor dem Hintergrund der von Uhl vertretenen Positionen. Welzenbacher, der wortscheue, intuitiv entwerfende Architekt, dessen Skizzen mehr andeuten als festlegen, verkörperte den ansonsten von Uhl abgelehnten Typus des Künstler-Architekten. Das, was er bei anderen Architekten bestenfalls als „ästhetisch reizvolles, aber abzulehnendes Muster“^{xx} anerkannte, würdigte er hier nun in einem sehr breiten Rahmen – ein weiterer Hinweis auf sein eingangs erwähntes ästhetisch-pädagogisches Anliegen.

Besonders beeindruckt hat ihn bei Welzenbacher dessen Reagieren auf die je spezifische Situationen und dessen Prinzip: „Mit der Landschaft gegen die Landschaft – mit der Stadt gegen die Stadt“.^{xxi} Dieses Prinzip, das Architektur immer als Reaktion auf die Gegebenheiten des Ortes interpretiert, führt Uhl über eine formale Ebene hinaus in eine Reaktion, die auch andere, nicht räumlich-formale Gegebenheiten konstituierend mit einbezieht. Eine weitere Parallele besteht darin, einen Entwurf in Varianten zu entwickeln. Wenn Uhl und Achleitner dazu bemerken, dass „dieser ‚Mangel‘ an Entschiedenheit“ auch etwas mit jener Überlegung zu tun hat, „die es vermeidet, frühzeitig einigen Faktoren die Vorherrschaft zuzugestehen“,^{xxii} beschreiben sie damit zugleich eine grundlegende Arbeitsweise Ottokar Uhls. Dessen Darstellungen gehen in der Folge allerdings von zeichnerisch dargestellten Varianten immer mehr in Richtung Diagramm und Text, da diese seinem Anspruch, Festlegungen zu treffen, ohne eine formale Entscheidung vorwegzunehmen, mehr entsprechen.

In einer Reihe von Zeitungsartikeln beschäftigte sich Uhl auch mit der Architektur der Moderne generell.^{xxiii} Er interpretierte die Moderne als Entwicklung basierend auf den technischen Möglichkeiten des 19. Jahrhunderts und den neuen Anforderungen, die die industrielle Revolution mit sich gebracht hatte. Für Uhls weitere Entwicklung bedeutsam war seine Interpretation der Moderne als Wille, Gemeinschaft zu gestalten; er sah in den Bauten den spürbaren Willen für Offenheit und Freiheit, in Bezug auf die Öffnung zur Umwelt hin und im Auflösen der massiven Mauern. Und er verortet sein eigenes architektonisches Schaffen in dieser Tradition; die Verwirklichung des modernen Menschen, eines selbstbestimmten, verantwortungsbewussten und dem Neuen gegenüber aufgeschlossenen Individuums, ist Grundanliegen seiner Arbeit.

1966 erschien der Architekturführer *Moderne Architektur in Wien*^{xxiv}, in dem Uhl anhand von Stadtpaziergängen eine Auswahl der wichtigsten Bauten seit Otto Wagner beschreibt. Im Gegensatz zum Welzenbacher-Buch sind die Texte in einem viel kritischeren Ton geschrieben und er nähert sich den Bauten von einem klar definierten Standpunkt aus, den er gleich im ersten Satz des Vorwortes beschreibt: „Dieses vorliegende Buch hat Architektur als Bauen im Sinn, nicht Architektur als Kunst.“^{xxv} Wesentlich waren für ihn die methodischen Ansätze der Moderne, Architektur nicht in Stilen zu denken, sondern darin, eine Aufgabe zu sehen, Lösungen auf

Grundlage eines genauen Studiums der Konstruktionsweisen und der Materialien, der Funktionen und der Methode, unter Einbeziehung neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse zu erarbeiten. Die moderne Architektur konnte nur dann Ausgangspunkt neuen Bauens sein, wenn sie versuchte, "die strengen Grundsätze, unter denen die moderne Architektur begann, weiterzuentwickeln und ,noch sachlicher zu werden, um weiterzukommen' (Adorno). ‚Sachlich‘, das heißt sachbezogen, meint aber vor allem menschbezogen; heißt, so gut es geht, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. ‚Noch sachlicher zu werden‘ als bisher verlangt Offenheit, die ständige Anstrengung, die Zusammenhänge aller Dinge, Ereignisse, Erkenntnisse bewusst zu erleben und zu sehen."^{xxvi} Uhl's Wienführer ist eine der ganz frühen Publikationen, die die Moderne wiederentdeckt und kritisch würdigt. Er hat damit wesentlich zu einer Besinnung auf die Leistungen der österreichischen Moderne beigetragen.

Neben Bauten im kirchlichen Bereich entstanden in den sechziger Jahren auch mehrere Entwürfe für Wohnbauten, die zunächst alle nicht realisiert wurden. Für die *Siedlung Bohrer* entwickelte er auf einem Hanggrundstück in Innsbruck eine Bebauung bestehend aus 25 m² großen Raumzellen, die in Stahlbeton vorfabriziert ausgeführt und sowohl horizontal als auch vertikal kombiniert werden konnten. Die einzelnen Wohnungen wurden in Häusergruppen zusammengefasst, welche annähernd parallel zu den Höhenschichtlinien angeordnet waren. Auch dieses Projekt, das über die Vorentwurfsphase nicht hinaus kam, basiert auf dem architektonischen Entwurfsprinzip des variablen Zusammenfügens gleicher Teile. Dieses System der Vielfalt innerhalb eines ordnenden Systems wird später verbindende die Klammer aller Uhl'schen Wohnbauten werden. Uhl entwickelte bei dieser Siedlung erste Überlegungen zur Nutzerpartizipation, die sich aber noch auf die individuelle Kombination von unterschiedlichen Raumzellen beschränkte.

1968 wurde Uhl beauftragt, für die Junge Generation in der ÖVP in Baden-Leesdorf ein Musterhabitat, eine Wohnsiedlung für insgesamt 5000 Menschen zu errichten, die sowohl städtebaulich als auch konstruktiv eine Vorbildwirkung für ganz Österreich haben sollte. Gemeinsam mit Rudolf Kohoutek und Jos P. Weber^{xxvii} entwickelte er eine Wohnsiedlung unter Verwendung von drei unterschiedlichen Wohnhaustypen: ein terrassiertes Laubenganghaus mit sechs Geschossen; dazu im rechten Winkel kammartig angeordnete zweigeschossige Wohnhäuser, die über einen ebenerdigen, überdeckten Fußweg erschlossen wurden und je einen Gartenanteil vorgelagert hatten, und eingeschossige Atriumhäuser. Alle diese Wohnformen wurden in unterschiedlichen Größen angeboten, die interne Aufteilung sollte individuell festgelegt werden. Durch diese unterschiedlichen Wohnungstypen sollte verschiedensten Ansprüchen an die eigene Wohnung genügt werden. In weiterer Folge wurde die Wohnbaugenossenschaft Alpenland hinzugezogen, die aber sowohl von den Architekten als auch vom Grundeigentümer so hohe Preisnachlässe forderte, dass beide vom Projekt zurücktraten. Einige prinzipielle Gedanken, wie die Schottenbauweise, die flexible Tiefen der Häuser ermöglichte, oder die gedeckte Mittelerschließung im Erdgeschoß, tauchten beim nächsten Projekt, das Uhl und Weber gemeinsam entwickelten, dem Wettbewerbsbeitrag für *Wohnen Morgen* in Hollabrunn, in veränderter Form wieder auf.

1968 wurde Ottokar Uhl als Mitglied der Studiengemeinschaft "Vorfertigung im Schulbau"^{xxviii} mit einer Studie zur Untersuchung von "Systemen der Vorfabrikation für den Bau von Mittelschulen aller Art"^{xxix} beauftragt. In dieser Untersuchung sollten kostengünstige, österreichische, den bestehenden Gesetzen und den pädagogischen, architektonischen und biologischen Anforderungen entsprechende Systeme ausfindig gemacht werden, welche für den Einsatz im Schulbau geeignet wären. Für Uhl stellte dieser Forschungsauftrag die Möglichkeit dar, sich jenseits einer konkreten Bauaufgabe mit neuen Bau- und Planungsmethoden auseinanderzusetzen. Er ging allerdings im Rahmen dieser Studie dazu über, sich mehr mit der Industrialisierung als mit Vorfertigung zu beschäftigen. Der Unterschied besteht darin, dass die Vorfertigung im Allgemeinen die traditionellen Baumethoden übernimmt und sie nur anteilmäßig zwischen Fabrik und Baustelle umverteilt, dabei aber keinen neuen Baugedanken entwickelt. Die Bauindustrialisierung hingegen bezieht sich nicht allein auf den Herstellungs-, sondern auf den gesamten Bauprozess, von der Forschung über die Planung bis zur Bauausführung. Der wesentliche Unterschied besteht in einer kontinuierlichen und auftragsunabhängigen Forschung, Entwicklung und Produktion von Bauteilen und Bauelementen, die dann diskontinuierlich eingesetzt werden. Ziel der Bauindustrialisierung war ein Bauelementekatalog, aus dem beliebig gewählt werden und mit denen unterschiedlichste Gebäude hergestellt werden konnten. Der traditionelle Vorgang Ausschreiben – Abrechnen sollte durch das Prinzip Anbieten – Verkaufen abgelöst werden. Der Architekt als Schöpfer intuitiv entwickelter Formen war für Uhl eine rückständige Vorstellung. Dieses Bild der Architektur sei an handwerklich geprägte Produktionsbedingungen gebunden, denn nur durch den großen Anteil an Handarbeit könne die Architektur an die jeweiligen Absichten angepasst werden. Auf der Basis eines solchen Architekturbegriffs war für ihn an eine Modernisierung des Bauens nicht zu denken. "Wenn das industrielle Bauen eingeführt wird, kann man erwarten, dass alle diese Beziehungen und Vorgänge verändert werden müssen, um die Vorteile industrieller Produktion auszuschöpfen und zu einem kontinuierlichen Bauprozess zu gelangen. Damit verändert sich auch die ARCHITEKTUR."^{xxx}

Im Wintersemester 1969 erhielt Uhl auf Vermittlung von Hans Hollein einen Lehrauftrag an der Washington University in St. Louis, wo er eine Designklasse zum Thema "Prefabrication and Mobility" leitete. Er nutzte diese Zeit auch intensiv, um Kontakte aufzubauen und neue Tendenzen in der Architektur zu studieren. So besuchte er Bauten von Frank Lloyd Wright, dessen Unitariertempel deutlich im Wettbewerbsentwurf für die Kirche in Oberwart zu erkennen ist, und er stattete der Witwe von Rudolph Schindler einen Besuch ab. Doch es war nicht nur die Architektur, sondern die anhaltende allgemeine Aufbruchsstimmung^{xxxi}, die ihn faszinierte.

Diese Zeit in den USA war für Uhl auch eine Zeit des Nachdenkens und der Neuorientierung hinsichtlich seiner eigenen beruflichen Zukunft. Er war nicht zufrieden mit dem Umstand, selbst in allen Bereichen die Letztverantwortung zu tragen. So trennte er sich nach seiner Rückkehr von seinen Mitarbeitern und begann ein Schema für die Neuorganisation seines Büros zu entwickeln. Dieses Schema sah ein sehr kleines Büro vor, das eng mit Personen kooperieren sollte, die sich

der Lösung von speziellen Problemen wie Kalkulation, Modulkoordination oder Ausführungsplanung widmen. Diese innere Gruppe sollte dann fallweise die Expertise von in loser Verbindung stehenden Konsulenten in Anspruch nehmen. Umgesetzt wurde diese Bürostruktur nur zum Teil. Kooperationen mit anderen Planern und die Hinzuziehung von Experten sowie die Auslagerung bestimmter Leistungen, um das Büro selber klein zu halten, waren aber charakteristisch für die Arbeitsweise im Büro Uhl – sowohl bei seinen architektonischen Projekten, als auch bei den Forschungsarbeiten, die in den siebziger Jahren einen wichtigen Teil seiner Arbeit darstellen.

“...in eine neue Qualität von Ästhetik...”^{xxxii}

Waren es in den sechziger Jahren die Kirchenbauten, die den Schwerpunkt in Uhls Arbeit darstellten, so verlagerte sich dieser in den siebziger Jahren in Richtung Wohnbau und Partizipation und die wissenschaftliche Forschung nahm einen immer größeren Raum ein. Einen wesentlichen Einschnitt sollte dann im Jahr 1973 die Berufung an die Universität Karlsruhe darstellen. Doch zunächst bearbeitete Uhl zwei Projekte, die in seinem Werk – typologisch gesehen – eher isoliert dastehen: das *Gymnasium Völkermarkt* und die *städtebauliche Studie Unteres Wiental*.

Das *BG/BRG Völkermarkt*, das Uhl gemeinsam mit Herbert Thurner 1970–74 geplant und errichtet hat, war der dritte Versuchsbau, der im Zuge der Studie “Vorfertigung im Schulbau“ errichtet wurde.^{xxxiii} Der Entwurf war geprägt vom Wunsch größtmöglicher Offenheit sowohl was den täglichen Unterricht als auch was die zukünftige Entwicklung betraf. Uhl war überzeugt, dass die Einführung der Ganztagschule nur noch eine Frage kurzer Zeit sei und dass im Schulbereich überhaupt große Änderungen anstanden. Der besondere pädagogische Ansatz des Entwurfs lag in der teilweisen Überwindung der Klassenstruktur. Nur für die Unterstufe sollte es weiterhin Klassenräume geben, Für die Oberstufenjahrgänge wurden sogenannte Abteilungen wie Naturwissenschaften, Sprachen etc. vorgeschlagen. Die dafür vorgesehenen Bereiche sollten mittels verschiebbarer Wände in unterschiedliche räumliche Situationen geteilt werden können. Damit dieses Unterteilen akustisch und hygienisch zu bewältigen war, schlugen die Planer Teppichböden und eine mechanische Lüftung im ganzen Gebäude vor. Der eingeschossige, 96 x 76 m große Baukörper (die Turnhallen waren eingegraben, sodass deren Dach auf derselben Höhe wie der Rest des Gebäudes liegt) sollte nur über das Dach sowie durch Innenhöfe und schmale Oberlichten belichtet werden. Zunächst stießen Uhl und Thurner auf eine Front breiter Ablehnung für ihr Konzept. Uhl konnte jedoch den Landesschulinspektor und einen Vertreter des Unterrichtsministeriums zu einer Studienreise nach Schweden überreden, wo mehrere solcher Schulen bereits gebaut und in Betrieb waren. Diese Reise gab dann den Ausschlag, dass das Konzept realisiert werden konnte. Es war eine Schule, die nach Friedrich Achleitner “den radikalsten Versuch in der österreichischen Architekturentwicklung darstellt, einen Bau als variables und flexibles ‚Gerät‘ zu interpretieren.”^{xxxiv} Der Schule fehlt jegliches hierarchische System, man wird an eine Stadt erinnert, die, autonom von der Umgebung, unterschiedliche Geschwindigkeiten und unterschiedliche soziale Intensitäten zulässt. Dass diese Ideen nur rudimentär Wirklichkeit

wurden, hängt mit sehr engen Kostenlimits zusammen; ein großer Teil der vorgesehenen technischen Maßnahmen, welche die Flexibilität gewährleisten sollten, konnte nicht gebaut werden. Ein weiterer Grund für die nur partielle Ausformung dieser Ideen liegt im Gebrauch selbst: Die Schule wurde und wird wie eine herkömmliche Schule mit dem gewohnten Klassensystem genutzt und selbst die wenigen Möglichkeiten von Raumadaptierungen wurden und werden kaum in Anspruch genommen. Nur so sind allerdings die relativ kleinen Klassen und die sehr großzügigen Erschließungsflächen erklärbar, da die Gänge ja immer als temporäre Erweiterungs- und Auslagerungsflächen gedacht waren.

Am Entwurf dieser Schule wird wie bei kaum einem anderen Projekt Uhls deutlich, was er unter dem Konzept vom Bauen als Prozess versteht: Der Bau erhält seine tatsächliche Gestalt erst durch die Benützung. Dass die Schule sich durch die in ihr handelnden Personen und durch den Gebrauch möglicherweise täglich ändert, ist Teil des Programms. Die Phase des Gebrauchs ist Teil des kreativen Prozesses, Teil der Architektur bzw. des Bauens und es kann daher kein Primat des Planers für alle gestalterische Fragen in der – als Prozess verstandenen – Architektur geben. Veränderung ist nicht Beschädigung, sondern Erfüllung und Teil der architektonischen Leistung.

1971 wurde Ottokar Uhl von der Gemeinde Wien mit der Erstellung einer städtebaulichen Studie für das *Untere Wiental*, also für das Gebiet vom Gaudenzdorfer Knoten entlang der Wien bis zu deren Einmündung in den Donaukanal, beauftragt. Hintergrund dieser Studie war ein neues Verkehrskonzept für Wien, welches u.a. eine durchgehende Schnellstraße vom Gaudenzdorfer Knoten bis zur Donaukanalschnellstraße vorsah. Die Stadt Wien wünschte sich ein internationales Bearbeitungsteam, weshalb Ottokar Uhl Jos Weber bat, mit ihm diesen Auftrag zu übernehmen; gemeinsam gründeten sie die "Arbeitsgemeinschaft Architektur, Stadtplanung, Koordination". Sie erweiterten in der Folge das Team (im Sinne von gleichberechtigten Mitgliedern) um die Architekten Bruno Dürr und Peter Schneider (beide aus Zürich) und den Soziologen Rudolf Dirisamer (Wien). Aufgabe war es, die Integration der B1 entlang dieser innerstädtischen Entwicklungsachse zu prüfen und Vorschläge für deren Verlauf und für die angrenzenden Gebiete zu erstellen.

Nach umfassender Bestandsaufnahme, Untersuchung unterschiedlicher Varianten der Trassenführung und Detailuntersuchungen im Bereich Naschmarkt und Schwarzenbergplatz wurden ein Zielkatalog und Maßnahmenvorschläge für einzelne Teilbereiche formuliert. Die wahre Sprengkraft der Studie lag aber in den abschließenden "Empfehlungen". Unter Punkt 5 der Studie hieß es:

"DIE WIENER STRASSE (B1) SOLL NICHT GEBAUT WERDEN,

1. da der Planungsgewinn, der durch den Bau einer sechsspurigen ‚Wiener Strasse‘ (B1) erzielt wird, nicht demokratisiert werden kann [...],
2. da die beim Bau dieser Strasse notwendig werdenden kompensatorischen Massnahmen die finanzielle Kapazität der Gemeinde Wien übersteigen,

3. da die Parallelführung der B1 und U4 volkswirtschaftlich gesehen zu hohe Kosten verursacht,
4. da die grossen positiven Auswirkungen der U4, insbesondere bezüglich der Standortgunst durch die vielen negativen Auswirkungen (Immissionen und Trennungseffekte) der B1 aufgehoben werden.^{ixxxxv}

Indem die Arbeitsgemeinschaft die Entscheidung zum Bau der B1 generell in Frage stellte, ging sie über die im Auftrag formulierten Ziele weit hinaus. Dieses Ergebnis entsprach auch in keinsten Weise den Intentionen der verantwortlichen Stellen im Rathaus. Sie forderten, vor der Veröffentlichung die Empfehlungen aus der Studie zu streichen. Die Planungsgruppe verweigerte dies aber und veröffentlichte auf eigene Kosten eine gekürzte Fassung der Studie. Dies hatte zur Folge, dass der auch rathausintern nicht unumstrittene Plan der Stadtautobahn fallen gelassen wurde. Im August 1975 entschied sich die Wiener Stadtregierung (entgegen der Empfehlung der eigenen Planungsabteilung) gegen den Bau der B1 als Schnellstraße und für den Verbleib des Naschmarkts an seiner bisherigen Stelle.^{xxxvi}

Im März 1971 beteiligte sich Uhl an der Wettbewerbsserie *Wohnen morgen* für den Standort Hollabrunn. Im Rahmen dieser Serie sollte in jedem österreichischen Bundesland ein innovatives Wohnprojekt errichtet werden. Das Wettbewerbsprojekt, welches Uhl gemeinsam mit Jos Weber verfasste, sah eine vorgegebene Primärstruktur (Rohbau) vor, in welcher der Wohnungsausbau (die Sekundärstruktur) nach Wünschen und Vorstellungen der zukünftigen Bewohner erfolgen konnte. Dafür entwickelten sie ein räumliches Regelungssystem mit einem über die gesamte zu bebauende Fläche einheitlichen Raster mit einheitlichen Tragstrukturen, die unterschiedliche Gebäudetypen zuließen. Für den Wettbewerb wurde eine mögliche Variante, eine verdichtete, viergeschossige, zusammenhängende Bebauung detailliert ausgearbeitet.

Uhl und Weber gewannen den Wettbewerb und wurden im September 1972 mit dem Bau einer 1. Baustufe, bestehend aus drei Baukörpern mit ca. 70 Wohneinheiten beauftragt. Auf Anregung Uhls hin beschloss die Baugenossenschaft Alpenland als Errichter der Wohnungen, den zukünftigen Nutzern die Möglichkeit der Partizipation im Planungsprozess zu eröffnen. Ebenso sollte das Bauvorhaben durch Methoden der standardisierten Fertigung hergestellt werden, also mittels vorgefertigt hergestellter Bauteile. Ein von der Wohnbauforschung finanziertes Forschungsvorhaben unterstützte dieses Bauvorhaben.

Der Partizipationsprozess begann im Frühsommer 1973 mit einer Informationsveranstaltung in Hollabrunn. Von da an fanden parallel zur Planung der Primärstruktur laufend Planungsgespräche mit den zukünftigen Nutzern statt. Dieses Projekt wurde, wie alle weiteren Wohnbauten Uhls, auf Grundlage der S.A.R.-Methode^{xxxvii} entwickelt. Wesentlich bei dieser Methode ist eine konsequente Trennung von Primärstruktur (tragende Bauteile, Erschließung, Versorgung) und Ausbau. Damit können die Nutzer in einem vorgegebenen Grundsystem ihre Wohnung individuell gestalten. Zweiter wesentlicher Punkt ist eine Zonierung der Flächen, die größtmögliche Flexibilität und

Variabilität durch die Festlegung von Mindestgrößen für definierte Nutzungen gewährleisten. Dritter Punkt ist eine Maßordnung basierend auf einem 30 cm-Raster, welcher vor allem die Anwendung und Kombination industriell hergestellter Bauteile gewährleisten sollte. Auch wenn solche Bauteile mangels Verfügbarkeit bei Uhl nie zum Einsatz kamen, wurden doch alle Gebäude in allen drei Dimensionen auf diesem Grundmaß aufgebaut.

Zunächst hatten die Bewohner die Möglichkeit, sich die Lage und die Größe der Wohnung auszusuchen. Danach wurde die eigene Wohnung gemeinsam geplant. Ausgangspunkt dafür war die Lage der Primärstruktur und die Angabe der minimalen bzw. maximalen Ausdehnung nach außen hin. Durch die Schottenbauweise musste die Fassade keine tragenden Funktionen übernehmen und konnte daher in einem gewissen Rahmen nach außen oder nach innen verschoben werden, je nachdem ob die Wohnung oder der private Freibereich größer sein sollte. Um ein realistisches Bild der Wohnung zu bekommen, wurde mittels Lego-Bausteinen mit den Bewohnern ein Modell im Maßstab 1:20 gebaut und besprochen. Neben der Grundrissgestaltung konnten auch die Fassade (Größe und Anzahl der Fenster, Farbe), die Elektroinstallationen und die Ausstattung der Wohnung durch die Nutzer festgelegt werden. Im Rahmen dieser Gespräche wurden auch die Wünsche bezüglich der Gemeinschaftseinrichtungen erhoben und diese entsprechend geplant. Auf Basis dieser Planungen wurde die Wohnanlage errichtet und 1976 übergeben.

Ab 1973 plante Uhl für die Gemeinde Wien eine aus mehreren Wohnhäusern bestehende *Wohnbebauung in der Feßtgasse / Johann Nepomuk Berger-Platz* in Wien-Ottakring, welche dem architektonischen Grundprinzip von Hollabrunn, hier aber als Blockrandbebauung, entsprach. Uhl konnte allerdings nur bei einem kleinen Teil der Wohnungen (Feßtgasse 14) die zukünftigen Mieter in die Planung mit einbeziehen. Trotz intensiver Bemühungen Uhls wurde dieses Angebot auf die restlichen Wohnungen nicht ausgedehnt. Zu groß war die Skepsis auf Seiten der Politik und der zuständigen Magistratsverwaltung.

Einen wesentlichen Einschnitt in Uhls Leben und Arbeit stellte im März 1973 die Berufung auf den Lehrstuhl für Bauplanung und Entwerfen an der Universität Karlsruhe dar. Uhl kam in einer Situation nach Karlsruhe, die durch die 25-jährige Lehrtätigkeit von Egon Eiermann geprägt, zwei Jahre nach dessen Tod aber total erstarrt war. Das politische Klima war – nach 1968 – noch immer sehr aufgeladen; viele der Professoren konnten mit der Emanzipation der Studierenden nicht umgehen und zogen sich zurück. In dieser Situation konnte Uhl zunächst sehr unbelastet agieren. Zum einen war er nicht in die innerdeutschen Grabenkämpfe verwickelt, zum anderen verkörperte er mit seinen soziologischen Ansätzen einen gänzlich neuen Architektentypus, der vor allem von den politisch orientierten Studierenden sehr geschätzt wurde. Die Studierenden nahmen positiv wahr, dass sich Uhl für ihre Anliegen einsetzte und den Kontakt auch außerhalb des Lehrbetriebs suchte. Dieser direkte Zugang zu den Studierenden war jedoch mit ein Grund, warum sich Uhl ins Professorenkollegium zunächst nur schwer integrieren konnte; zu suspekt und auch politisch anrühlich erschienen dem Kollegium Uhls Vorstellungen vom Bauen und Lehren. Da der Mittelpunkt

seiner architektonischen Arbeit weiterhin in Wien blieb, das Wissenschaftsministerium von Baden-Württemberg eine Nebentätigkeit zur Professur aber nur in geringem Ausmaß gestattete, entwickelte sich ein Rhythmus von drei Wochen Lehre in Karlsruhe und eine Woche Büro in Wien. Über den Werkbund, dessen Vorsitzender er in Baden-Württemberg von 1979 bis 1981 war, kam er auch mit Kollegen über die Universität hinaus in Kontakt. Im Umfeld des Wohnbundes Frankfurt traf er auf die alternative Wohnbauszene, in der er vor allem im theoretischen Diskurs regelmäßig in Erscheinung trat. Trotz all dieser Aktivitäten wurde Uhl in Karlsruhe und generell Deutschland nie in gleicher Weise wie in Wien in das politisch-kulturelle und architektonische Geschehen einbezogen. Erst nach seinem Wettbewerbssieg für das *Gemeindezentrum Karlsruhe-Neureut* 1981 eröffnete er auch in Karlsruhe ein kleines Büro. Dieses Gemeindezentrum und der Umbau der *Evangelischen Kirche Karlsbad-Spielberg* (1979–81, mit Dieter Scheeren und Hans Traut) blieben die einzigen von Uhl in Deutschland realisierten Bauten.

Ähnlich wie bei seiner Arbeit vertrat Uhl auch in der Lehre einen breiten, interdisziplinären Ansatz, in dem neben architektonischen auch soziologischen, rechtlichen und psychologischen Aspekten breiter Raum gegeben wurde. Gleichzeitig aber widmete er sich dabei immer sehr konkreten, oft umstrittenen Fragestellungen in Karlsruhe. Indem er die Projekte der Studierenden öffentlich präsentierte, versuchte er auch eine öffentliche Diskussion darüber in Gang zu setzen, was ihm zweifellos gelang, was allerdings auch zu Verstimmungen in der kommunalen Politik führte. Die 21 Jahre Lehrtätigkeit in Karlsruhe sind vom Thema Partizipation dominiert. Die Fragestellungen, mit denen er sich früher beschäftigt hatte, wie Kirchenbau, industrialisiertes Bauen, Schulbau, oder seine Beschäftigung mit der Moderne wurden im Unterricht kaum thematisiert. Dieser Unterricht war überhaupt weniger durch klare Vorgaben als durch die Eröffnung von Möglichkeiten geprägt. Er ermunterte die Studierenden, nicht nur vorgegebene Themen zu wählen, sondern eigenständig Aufgaben zu suchen und zu bearbeiten. Wenn er dabei Interesse und Engagement erkannte, unterstützte er die Arbeiten mit Hinweisen auf ähnliche Ansätze oder stellte sein weit verzweigtes Beziehungsnetz für Kontakte zur Verfügung. Wenn Uhl trotz seiner mehr als 400 Diplomanden und Diplomandinnen keine "Schule" im Sinne einer wieder erkennbaren formalen Handschrift hinterlassen hat, liegt dies auch daran, dass er ganz bewusst kein definiertes Ziel, das es zu erreichen galt, vorgab, sondern versuchte, bestehende Potenziale und Interessen zu verstärken, selbst wenn diese außerhalb des engeren Architekturbereichs oder der Architektur überhaupt lagen. Ottokar Uhl blieb bis 1994 in Karlsruhe.

"...Freiräume innerhalb geschlossener Zusammenhänge..."^{xxxviii}

Die sechziger und frühen siebziger Jahre waren für Ottokar Uhl eine architektonisch und theoretisch sehr produktive Zeit gewesen. Er hatte zwar in bestimmten Bereichen eine gewisse Sonderposition eingenommen, war aber in der öffentlichen Diskussion als Teil der österreichischen Architektur-Avantgarde präsent gewesen. Sein Hauptanliegen, die Modernisierung des Bauens, war eingebettet in die allgemeine Fortschrittsgläubigkeit der Zeit. Mit dem Bericht des Club of Rome über die "Grenzen des Wachstums", 1972, und der Erdölkrise wurde die Begeisterung für die

moderne Zeit und den technischen Fortschritt deutlich gebremst. An die Stelle des Glaubens an den Fortschritt trat vielfach die Besinnung auf Bewährtes. Im Bereich der Architektur traten nach den utopisch-aktionistischen Ansätzen der späten sechziger Jahre und den Vorläufern der Postmoderne neue Strömungen auf, denen gegenüber die Protagonisten des Neuen Bauens endgültig in der Position der Etablierten waren – nicht unbedingt in Bezug auf die Menge an Aufträgen als auf ihre Stellung in der architektonischen Öffentlichkeit.

Bei Uhl hatte die architektonische Großwetterlage der späten siebziger und achtziger Jahre eine Konzentration und Vertiefung des bereits Erarbeiteten zur Folge. In den achtziger Jahren konnte er drei Projekte realisieren: das katholische *Gemeindezentrum in Karlsruhe-Neureut* und zwei Partizipations-Wohnprojekte in Wien (*Wohnen mit Kindern* und *Wohnheim B.R.O.T.*). In diesen Projekten wurde vieles von dem, was in verschiedenen älteren Projekten und Schriften bereits Thema gewesen war, zusammengefasst und weiter entwickelt. Auch theoretisch blieb er im Wesentlichen bei seinen Grundfragen. Mit der Beschäftigung von Möglichkeiten der EDV in der Architektur versuchte er zwar ein neues Feld aufzubereiten, stieß dabei aber auf wenig Resonanz. So wurde dieser Bereich von ihm nicht weiter verfolgt.

1981 gewann Uhl einen Wettbewerb für ein *Katholisches Gemeindezentrum* im Karlsruher Vorort *Neureut*. Die Kombination von Kirche, Kindergarten, sozialen Diensten und Wohnungen in zentraler Lage inmitten eines Neubaugebiets, in unmittelbarer Nähe einer Festhalle und eines Kaufhauses, bot an sich die ideale Voraussetzung für die Verwirklichung eines Gemeindezentrums, wie es Uhl in der Studie "Gemeinschaftsbauten von Kirchengemeinden" angedacht hatte. Hier schien eine räumliche Bündelung und Überlagerung von Funktionen, Ereignissen und Aktivitäten möglich, ohne dass es sich von der Umgebung isolieren würde. Allerdings konnte kein Bauträger gefunden werden, der den partizipativen Planungsansatz mittragen konnte oder wollte. Die Gemeinde verkaufte das für die Wohnungen vorgesehene Grundstück, das dann nach der städtebaulichen Idee von Uhl von der Werkgemeinschaft Karlsruhe bebaut wurde. Die dadurch notwendige Umplanung der Kirche, der Räume der Pfarrgemeinde und des Kindergartens und eine zunächst angespannte finanzielle Situation führten dazu, dass das Gemeindezentrum erst 1989 fertiggestellt werden konnte.

Uhl vereint in dieser Kirche vieles von dem, was er in seinen früheren Kirchen bereits entwickelt hatte: ein allmähliches Eintreten über Schwellenräume, die Höhenstaffelung zur Gliederung und Differenzierung des Raumes, die potenzielle Variabilität der Möblierung, den Lichteintritt über die Decke, die Markierung wichtiger Orte durch in den Raum gestellte, abgeschlossene Einheiten. Auch dieses Gebäude ist auf einer modularen Maßordnung aufgebaut. Nach außen wirkt die Kirche sehr hermetisch. Die Außenwände sind bis auf die Türen komplett geschlossen, die Fassade mit einem hellen Kalkstein vorgemauert. Im Inneren sind die Wände weiß verputzt. Die Sessel sind um den Altar U-förmig so angeordnet, dass eine Änderung der Aufstellungsformation möglich bleibt.

Die beiden Partizipationsprojekte *Hollabrunn I* und *Feßtgasse* konnte Uhl nur gegen heftigen Widerstand . Die Errichter (Genossenschaft bzw. Gemeinde) standen der Idee der Mitbestimmung skeptisch bis ablehnend gegenüber und es bedurfte viel Überzeugungsarbeit bis hin zu politischen Interventionen, dass sie doch noch durchgeführt werden konnten. Ganz anders war die Ausgangslage beim Projekt *Wohnen mit Kindern*. Hier wandte sich eine Gruppe junger Familien, die auf dem freien Markt keine befriedigenden Wohnungen finden konnten und die sich zum Zweck der Errichtung eines gemeinsamen Wohnhauses zusammengeschlossen hatten, an Uhl mit dem ausdrücklichen Anspruch, bei allen Entscheidungen ihr Haus betreffend miteinbezogen zu werden. Bei diesem Projekt waren zunächst alle Entscheidungen disponibel. Noch während der Grundstückssuche gab es 1980 ein erstes Gespräch der Gruppe mit Uhl, und nachdem ein entsprechendes Grundstück erworben werden konnte, begannen die regelmäßigen Gruppensitzungen mit dem Architekturbüro. Der folgende Planungsprozess forderte von allen Beteiligten intensives Engagement und die Bereitschaft, viel Zeit und Energie für das Projekt aufzuwenden. So fanden von 1981 (Planungsbeginn) bis 1984 (Bezug der Wohnungen) 123 Gruppensitzungen, 20 Baustellensprechstunden und 131 Einzelberatungen statt. Da die Bewohner bei allen Entscheidungen eingebunden sein wollten, war ein entsprechender Beratungsaufwand notwendig.

Gerade bei diesem Projekt wird auch deutlich, dass der gemeinsame Planungsprozess nicht nur dazu führte, dass die späteren Nutzer genau die ihnen entsprechenden Wohnungen bekamen und sich mit diesen auch in einem weit höheren Maße identifizieren konnten, sondern dass durch die intensive Kommunikation während der Planungsphase ein ganz anderes Sozialgefüge innerhalb der Bewohnergruppe entstand, als dies gemeinhin der Fall sein kann. Durch die Notwendigkeit gegenseitiger Absprachen und eines gewissen Grundvertrauens entstanden Beziehungsqualitäten, die sonst im Geschoßwohnbau kaum vorkommen. Dieser Aspekt war beim Projekt *Wohnen mit Kindern* von Beginn an wichtig, bei der Planung des *Wohnheimes B.R.O.T.* (Beteten, Reden, Offen sein, Teilen) in Wien-Hernals stand der soziale Gedanke des gemeinsam Wohnens per se im Vordergrund. Ziel war, abseits bestehender professioneller Sozialreinrichtungen ein gemeinschaftliches Wohnprojekt für Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten zu errichten, in dem aus mitmenschlicher Verantwortung im täglichen Leben unbürokratisch gegenseitig Hilfe geleistet wird. Ganz gezielt sollten auch benachteiligte Menschen in das Projekt integriert werden, um ihnen so Hilfe und Mut zu einem eigenständigen Lebensvollzug zu geben. Hauptaugenmerk wurde hier auf die Gestaltung der Gemeinschaftsflächen gelegt. So entstand ein Haus mit 750 m² Wohnfläche (davon 285 m² temporäre Heimplätze für Notfallwohnungen, betreute Wohnplätze, Studierende) und 630 m² Gemeinschaftsräumen und einem großzügigen, kommunikationsfördernden Treppenhaus. In diesem Haus wurde die bauliche Flexibilität für spätere Änderungen mehr als bei anderen Projekten Uhls auch umgesetzt. Gefördert durch die Rechtsform eines Wohnheimes – d.h. das Haus steht im Eigentum des Vereins, die Bewohner können daran kein Eigentum begründen – machte die bewusst geplante, heterogene Altersstruktur bauliche Änderungen in den vergangenen 15 Jahren bereits mehrfach notwendig.

Beim Projekt *Wohnen mit Kindern* brachten der Koordinierungsaufwand und die Notwendigkeit der gerechten Aufteilung der Kosten das Büro an die Grenzen des menschlich Bewältigbaren. Zudem nahm bei einer solchen Menge an Daten die Gefahr von Rechenfehlern zu. Als Schwierigkeit im Partizipationsprozess erwies sich auch die finanzielle Unsicherheit bei Planungsentscheidungen, da die Nutzer nie wussten, welche finanziellen Konsequenzen ihre Entscheidungen haben würden. Für den Architekten bedeuteten diese Planungsmethode einen Mehraufwand, der nur durch das begleitende Forschungsprogramm und die Professur Uhls zu leisten war. Das langsame Vordringen von Personalcomputern in Architekturbüros veranlasste Uhl, über mögliche Einsatzgebiete von Computern in der Bauplanung nachzudenken. Im Vordergrund stand für ihn dabei aber nicht der quantitative, effizienzsteigernde Aspekt, sondern die Möglichkeit der besseren Betreuung und Einbindung des Nutzers in allen Planungsphasen. 1984 veröffentlichte er einen ersten grundlegenden Artikel zu diesem Thema,^{xxxix} in dem er die Hoffnung formulierte, dass es durch den Computer zu einer besseren räumlichen Vermittlung von Planungsentscheidungen und die Möglichkeit der Einbeziehung auch einer breiten Öffentlichkeit in einen Planungsprozess kommen werde. Die EDV stellte für ihn eine Möglichkeit dar, die Herausforderungen an die Planung, also die große Komplexität der Entscheidungen, die Rationalisierung von Planung und Organisation und die Vermittlung von Prozessen und Entscheidungen, zu bewältigen. Computer sollten ein Mehr an Vielfalt ermöglichen und nicht ein Mehr an Standardisierung. Im Rahmen eines Forschungsberichts wurde im Büro Uhl eine Software entwickelt, mit der die Bewohner mit Hilfe von in einem Katalog aufgelisteten Bauteilen mit einfachen Grundfunktionen maßstabsgetreue Wohnungsgrundrisse erstellen konnten. Auch diese Software baute auf einer Trennung von Primärkonstruktion und Ausbau auf, wobei der Architekt die Primärkonstruktion und den Bauteilkatalog erstellte, aus dem die Bewohner die Bauteile für den Ausbau wählen und dabei laufend eine Neuberechnung der anfallenden Kosten erstellen lassen konnten. Die Möglichkeiten des Einsatzes von Computern waren auch an Uhls Lehrstuhl in Karlsruhe ein wichtiges Thema, und auch dort wurde an der Entwicklung des Programms mitgearbeitet. Schlussendlich war aber die Kapazität zu gering, um mit der Software-Industrie mithalten zu können. Nachdem sich Uhl erfolglos um zusätzliche Forschungsgelder bemüht hatte, musste er dieses Projekt einstellen.

1986 wurde Uhl in Karlsruhe zu einem Ideenwettbewerb für den *Entwicklungsbereich Hauptbahnhof* eingeladen, auf dem auch das in Gründung befindliche *Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM)* Platz finden sollte. Es erschien Uhl allerdings nicht zielführend, ein Zentrum für modernste Medien- und Computertechnologie mit konventionellen Planungsmethoden zu erstellen. Vielmehr sollte bereits in der Planung dieses Zentrums sein Gehäuse durch die darin benutzten Methoden entwickelt werden. Der Kernsatz des Wettbewerbsbeitrags zielte darauf, "die Planung des Zentrums für Kunst und Medientechnologie zusammen mit seiner Umgebung diesem selbst zu übertragen".^{xl} Mit der Entwicklung neuer Hard- und Software sollte eine prozesshafte, interdisziplinäre und offene Planung ermöglicht werden. Sein Wettbewerbsbeitrag beschreibt daher auch kein Gebäude und keinen städtebaulichen Entwicklungsplan, sondern ein Verfahren, eine grundsätzlich offene Strategie. Es sollte eine "elektronische Agora als Bauhütte" geschaffen werden, in der alle

interessierten Laien und Fachleute eine "Konsole mit entsprechenden Programmen" erhielten und "über Telefon" mit der Projektzentrale verbunden waren. "Die Projektleitung kann mit Hilfe dieses Informationsverbundes tagtäglich alle zur Entscheidung vorliegenden Fragen einer numerisch großen Öffentlichkeit zur Diskussion stellen. Jeder Entwurfs- und Entscheidungsschritt kann so direkt bei den betroffenen und zukünftigen Benutzern abgefragt und auf seine politischen und ökonomischen Konsequenzen für ALLE überprüft werden. [...] Es entsteht so etwas wie eine ‚ELEKTRONISCHE AGORA‘. Diese ‚Agoragemeinde‘ der zigtausend Menschen kann nun direkt an der Entwicklung teilnehmen und diese in einer NOCH NICHT VORAUSSEHBAREN WEISE BEEINFLUSSEN."^{xii} Dieses Projekt wurde im Wettbewerb mit keinem Preis prämiert. Uhl bleibt aber in der Frage ZKM weiter aktiv. Er wurde in ein Gremium berufen, das eine mögliche Zusammenarbeit zwischen Universität und ZKM beraten sollte (1987–88). Und er bemühte sich auch um eine Einladung zu einem später stattfindenden Realisierungswettbewerb für das ZKM, die ihm allerdings verwehrt werden sollte.

"...das jeweilige Geschehen transparent und somit selbstverständlich zu gestalten..."^{xliii}

Die Methode der partizipativen Planung hatte Uhl beginnend in Hollabrunn zunächst im Wohnbau entwickeln und verwirklichen können. Doch von der Motivation nach mehr Selbstbestimmung und Interdisziplinarität ausgehend war es nur logisch, von der Wohnung über das nähere und weitere Wohnumfeld hin zur Frage nach der Teilnahme an einem städtischen Entwicklungsprozess und der Wechselwirkung von Architektur und ihrer städtischen Umwelt zu gelangen. Im Sommersemester 1985 beschäftigte er sich im Rahmen eines Forschungssemesters intensiv mit partizipativer Stadtentwicklung, die in den darauf folgenden Semestern auch Schwerpunkt seiner universitären Lehre wurde. 1989 wurde Uhl zum Vorsitzenden in den von Planungsstadtrat Hannes Swoboda (SPÖ) eingesetzten Beirat zum *EXPO-Leitprogramm* berufen und in weiterer Folge auch zum Vorsitzenden der Jury des Architektenwettbewerbs. Diese Aufgabe entsprach in hohem Maß seinen Vorstellungen vom Bauen, da es bei den Bauten für die EXPO per se keinen Endzustand gab, auf den hin zu planen möglich war. Vielmehr ging es um die Planung von offenen Strukturen, da die Rahmenbedingungen für die Nachnutzung vom Auslober noch nicht definiert waren. Nach der Ablehnung der EXPO durch eine von der FPÖ initiierte Volksabstimmung kam es in der Folge zu einer Bebauung des EXPO-Geländes unter gänzlich anderen Bedingungen und nach einem anderen städtebaulichen Rahmenplan.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs stand die Wiener Stadtentwicklungspolitik vor ganz neuen Herausforderungen. Durch starken Zuzug und steigenden Wohnflächenverbrauch entstand großer Bedarf an zusätzlichem Wohnraum, der in den bestehenden Siedlungsgebieten nicht mehr gedeckt werden konnte. Das größte Entwicklungspotenzial sah die Stadt Wien im Bereich jenseits der Donau. In dieser Situation der inhaltlichen und organisatorischen Neuorientierung berief Hannes Swoboda auch einen Beirat für die Stadtentwicklungsbereiche ein. Konkrete Aufgabe des Beirats war vor allem die Befassung mit den Zwischenergebnissen der magistratsinternen Projektteams mit dem Ziel der Beurteilung der Arbeitsprogramme und der Erstellung von städtebaulichen

Leitprogrammen. Der Beirat war international und interdisziplinär aus zwölf Personen zusammengesetzt und Uhl wurde auch hier mit dem Vorsitz betraut.

Es ist schwierig, eindeutige Verdienste des Beirats zu benennen, noch schwieriger ist es, Uhls persönlichen Beitrag zu benennen. Es fällt allerdings auf, dass in den vom Beirat diskutierten Gebieten in weiterer Folge eine Reihe innovativer Wohnprojekte entstand. Uhl wird in der Folge auch zu einem *städtebaulichen Expertenverfahren Donaufelderstraße / Josef Baumann-Gasse* eingeladen. Sein Anspruch, die Planung möglichst lange offen zu halten und am Beginn eines Projekts zunächst einmal Methode und Regelungen kooperativ zu klären, kam dabei aber mit der Form des Wettbewerbs in Konflikt, der ja die planerisch dargestellte Vorwegnahme eines Endzustandes inklusive quantitativer Kennzahlen erfordert. Uhls Beitrag, der in erster Linie aus einer Beschreibung zu erreichender Qualitäten bestand, war daher kaum, wie ein Wettbewerb es erfordern würde, mit den anderen Projekten vergleichbar und wurde so auch nicht in die engere Wahl gezogen.

Gemeinsam mit dem Wohnbund Frankfurt versuchte Uhl ab 1994 "Neue Wohnformen" unter Berücksichtigung "baulicher, rechtlicher und sozial-organisatorischer Strukturen zu entwickeln und anzubieten".^{xliii} Im Falle des Projekts *Alte Stadtgärtnerei* in Heidelberg wurden sie auch mit der Planung und Durchführung des Partizipationsprozesses beauftragt. Massive Schwierigkeiten mit der Wohnbaugenossenschaft und dem für die Ausführungsplanung beauftragten Ingenieurbüro führten aber dazu, dass sie das Projekt nicht zu Ende führen konnten. Es wurde zwar auf Basis des von Uhl mit dem Wohnbund entwickelten Einreichplans errichtet, aber ohne die vorgesehene Partizipation, wodurch die baulichen Strukturen, die Flexibilität und individuelle Anpassung gewährleisten sollten, zu gestalterischem Dekor verkamen.

Im Februar 1997 erlitt Ottokar Uhl während eines Planungsworkshops in Weimar einen Schlaganfall. Er konnte sich davon nicht mehr im dem Maß erholen, dass er seine Arbeit als Architekt wieder aufzunehmen imstande war.

Über Planung und Partizipation

Uhls Planungsansatz und seine theoretische Position zur Partizipation, zur Beteiligung der zukünftigen Nutzer an der Planung, entwickelte sich aus einem konstruktiven Ansatz heraus und aus der Überlegung, dass eine Verbesserung der Architektur nicht bei der Form des Gebäudes, sondern bei den Vorgängen um das Bauen ansetzen muss. Hier sah er die wirklich großen Defizite angesiedelt, wie die Frage der Aufgaben- und Zieldefinition, der Prioritätensetzung, des Bauablaufs, der Konstruktionsprinzipien etc. Um diese Vorgänge verbessern zu können, war eine Versachlichung von Planung notwendig. Indem alle Parameter des Bauens bewusst definiert und beschrieben wurden, folgte für ihn automatisch ein nachvollziehbares Ergebnis. Planung wird so zu einem Entscheidungsprozess, bei dem jeder Schritt durch das Abwägen von Vor- und Nachteilen und im Wissen um deren Folgen gesetzt wird. Uhl hielt Sachlichkeit und Rationalität als Grundlage

von Planung weiterhin für gültig und sah das Projekt der Moderne nicht als gescheitert an, nur weil der „Bauwirtschaftsfunktionalismus“^{xliv} die Moderne als Begründung für eine enthumanisierte Architektur bemühte und damit deren historische Grundlagen in ihr Gegenteil verkehrte. Hermann Czech schreibt in seinem Aufsatz „Die Selbstkritik der Moderne“, dass es darum gehe, den scheinbaren Widerspruch zwischen Rationalität und Humanität aufzulösen, indem den Bedürfnissen der Nutzer zu ihrem Recht verholfen werde.^{xlv} Diese Auflösung bedeutet für ihn allerdings nicht, dass der Architekt resignierend oder selbstlos auf den Anspruch verzichten müsse, einen Ausdruck zu schaffen, um die Entfaltung der Nutzer zu ermöglichen. „Die Beschränktheit und Unwahrhaftigkeit dieses Ansatzes kann nur verlassen werden, indem die Rationalität des Entwurfs eben breit genug ist, um die Komplexitäten und Widersprüche der Partizipation aufzunehmen und auszutragen. [...] Rationalität bedeutet nämlich nicht nur Abstraktion. Der oder die Entwerfende und Handelnde muß im Konkreten präzise sein; zu den architektonischen Ideen und Idealen muß die Logik und Moral des konkret erlebten Falles hinzutreten. Wenn es kulturellen Fortschritt gibt, so kann er nur in Aufklärung bestehen. Dieses ‚Projekt‘ kann nicht ‚scheitern‘, wenn die Moderne auch die Unmündigkeit vor den selbstgeschaffenen Autoritäten aufhebt. Zeitgeistig mag diese aufklärerische und meinetwegen sogar moralische Haltung freilich auch nicht sein, die – vereinfacht – darin besteht, sich nicht blöd machen zu lassen und es auch bei anderen nicht zu versuchen.“^{xlvi}

Mit der Unterteilung von Planung in viele kleine Einzelschritte, die sachlich argumentiert und nachvollzogen werden können, verliert das Bauen seine Mystik, ist also keine Geheimlehre mehr. Das bedeutet, dass aus dem fordistischen Prinzip der Arbeitsteilung, welches ursprünglich eine Produktivitätssteigerung rein ökonomischer Natur zum Ziel hatte, das Prinzip einer Humanisierung von Planung wurde. Denn in diesem offenen, nachvollziehbaren Prozess war es nun möglich einzugreifen und auch wieder auszusteigen – im Prinzip bei jedem einzelnen Schritt. Diese Eingriffe veränderten das Ergebnis, aber es war immer möglich nachzuvollziehen, warum. So wird klar, dass die Aussage Uhls, „Mitbestimmung bringt keine Modelle hervor, sondern Prozesse“,^{xlvii} keine Ausrede darstellt, ein solches nicht formulieren zu müssen, sondern dass durch die unterschiedlichen Parameter eines jeden Projekts und somit unterschiedlicher Einzelschritte der Prozess zwangsläufig immer anders gestaltet werden muss. Die verschiedenen Grade an Mitbestimmung ergeben sich durch die unterschiedliche Anzahl an Einzelschritten, die von den zukünftigen Nutzern beeinflussbar sind. Dort allerdings, wo die Möglichkeit zur Teilhabe in Anspruch genommen wird, muss auch die Verantwortung dafür getragen werden. Eine „demokratisierte Ästhetik“^{xlviii} ist folglich nicht eine Ästhetik des kleinsten gemeinsamen Nenners, sondern eine Ästhetik, in der jeder Mensch auf seinem Niveau, mit seinen Möglichkeiten und seinen Fähigkeiten voll einsteigen kann.

Dass eine solche Planung eine Versachlichung und keine Form von Beliebigkeit darstellt, ergibt sich auch aus der Entwicklung dieses Gedankens. Dieser speist sich aus zwei Quellen: Zunächst aus dem von Wachsmann geprägten Planungsverständnis, ein Gebäude nicht vom großen Maßstab bis hin zum Detail, sondern genau umgekehrt, aus seinem kleinsten Element heraus zu entwickeln; die wesentliche Aufgabe des Experten besteht in der Entwicklung der einzelnen

Elemente, die dann von ungelerten Hilfskräften unter Anleitung eines Monteurs zusammengebaut werden können. Dieses technische Prinzip ist es also, das Uhl auf sozialer Ebene in seinen Mitbestimmungsprojekten angewandt hat. Denn auch hier entwickelten die Experten das methodische Rüstzeug, das dann von den Beteiligten am Partizipationsprozess unter der Leitung des Architekten, des "Monteurs" angewandt wurde.

Eine zweite Quelle seines Planungsansatzes ist die S.A.R.-Methode, eine Methode der Kombination unterschiedlicher, industriell hergestellter Einzelteile zu jeweils individuellen Gebäuden. Sie ist insofern ganz wesentlich, als sie die Schnittstelle von Öffentlichkeit und Individuum thematisiert.^{xix} Dies ist nun einerseits eine technische Frage, andererseits ist die Frage nach diesen Schnittstellen aber auch ganz wesentlich in Bezug auf die soziale Organisation des Planungsprozesses, auf die Gestaltung von Gemeinschaft überhaupt. Wie kann ein Gebäude, eine Planung organisiert sein, das bzw. die dem einzelnen Individuum möglichst viel Gestaltungsspielraum gewährleistet, ohne dass dies auf Kosten anderer Personen oder der Allgemeinheit gehen würde; wie also können "Freiräume innerhalb geschlossener Zusammenhänge"ⁱ geschaffen werden? Uhl bringt als Beispiel eines solchen Systems die Jazzmusik, in der neben dem genau definierten gemeinsamen Spiel von vornherein Teile dem freien, improvisierten Spiel überlassen werden. "Solches Vorgehen auf das Planungs-Bau-Handeln zu übertragen heißt Strukturen erfinden, die den Funktionen gerecht werden, auch dann, wenn sie unterschiedlich ausgefüllt werden. Der Weg dazu ist eine Umkehrung des Denkens während des gesamten Planungs-Bau-Handelns. Nicht alles bis zum letzten Detail wird (im Interesse des vermeintlich geschmackvollen Gesamtkunstwerkes) geplant, sondern IMMER NUR DAS GERADE NÖTIGSTE und so geht es SCHRITT FÜR SCHRITT weiter mit dem NUR GERADE NÖTIGSTEN. Das Nötigste ist für das Planungs-Bau-Handeln, daß das Ganze als Ziel nicht verloren geht. Das GANZE als ZIEL muß aber so weit bestimmt sein, daß es die OFFENHEIT hat für das, was jeweils zu tun ist, nämlich das NÄCHSTLIEGENDE. So wird jede Entscheidung im Prozess eine am Ziel orientierte subjektive Richtigkeit erhalten. Eine solche Auffassung des Planungs-Bau-Handelns wird offen sein für die Vielfalt des Ausdrucks gesellschaftlich vorhandener Pluralität. Das Lebendige wird uns wichtiger werden, als die vorgetäuschten Fassaden, die mit ihren Bewohnern keinerlei Zusammenhang haben. Das LEBENDIGE wird uns wichtiger als das OBERFLÄCHLICHE."ⁱⁱ

Diese Freiräume zu schaffen, ist die große Herausforderung der Planung. Dafür bedarf es ein bauliches System, das streng genug ist, um zu ordnen, aber auch ausreichend elastisch, um Diversität aufzunehmen. Um mit baulichen Systemen umgehen zu können, bedarf es auch sozialer Regelungssysteme. Absprachen, Vereinbarungen und Regelungen sollten in einem permanenten Prozess entwickelt werden und so persönliche Handlungsräume eröffnen.

"Absprachen/Vereinbarungen/Regelungen bieten daher die Chance, die bestehenden Prestigeordnungen zu entdramatisieren, Entfremdung in Einbezogenheit aller zu wandeln, die Freiheit in selbstwählbarer Begrenzung zu behalten, das jeweilige Geschen transparent und somit selbstverständlich zu gestalten."ⁱⁱⁱ

Veränderung und Anpassung zu ermöglichen, sie als Teil des Prozesses zu sehen heißt, die Architektur in der Lebenswirklichkeit zu verankern. Es bedeutet auch, Verantwortung auf mehrere Menschen zu verteilen und damit das Beziehungsfeld zwischen den Beteiligten zu verändern. Partizipation also nicht nur als Möglichkeit einer höheren Trefferquote der Anspruchsbefriedigung sondern auch als das Wahrnehmen der Verantwortung für das eigene Leben. Bauen und Wohnen kommt so wieder dem Ursprung seiner Wortbedeutung, wie sie Martin Heidegger gezeigt hat, näher. Nach ihm bedeutet Bauen in seiner ursprünglichen Bedeutung Wohnen, und zwar Wohnen im Sinne des *Auf-der-Erde-Seins*. „Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise wie wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Bauen, das Wohnen.“ⁱⁱⁱⁱ Das Bauen als Wohnen wird so zur alltäglichen Erfahrung, zum *Gewohnten*. Die Architektur, der Wohn-Bau, verliert so den Warencharakter und die Beziehung zwischen Architekten und Auftraggeber den Charakter einer Verkäufer-Käufer-Beziehung. Ottokar Uhl hat mit seiner Arbeit versucht, dem Bauen diese Potenziale wieder zuzugestehen.

Anmerkungen:

ⁱ Friedrich Schiller, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1965, S. 57

ⁱⁱ Uhl, „Demokratisierte Ästhetik“, in: Dirisamer / Figlhuber / Werner (Hg.), *Marginalien zur Kunstpädagogik*, Verlag Jugend und Volk, Wien–München 1976, S. 160

ⁱⁱⁱ Uhl, *Moderne Architektur in Wien von Otto Wagner bis heute*, Schrollverlag, Wien–München 1966

^{iv} Dirisamer / Figlhuber / Uhl (Hg.), *Wohnen. Ein Handbuch*, Löcker Verlag, Wien 1984, bzw. Freisitzer / Koch / Uhl, *Mitbestimmung im Wohnbau. Ein Handbuch*, Picus Verlag, Wien 1987

^v Uhl (s. Anm. 2), S. 163

^{vi} Uhl, „Die Grundrichtungen der modernen Architektur im Profan- und Kirchenbau“, in: *Christliche Kunstblätter*, 2/1959, Linz 1959

^{vii} Az W, Sammlung N3-6-1-Dok

^{viii} Uhl, „Kirchenbau als Prozeß“, in: Günther Rombold (Hg.), *Kirchen für die Zukunft bauen*, Herder, Wien 1969, S. 147

^{ix} Az W, Sammlung N3-38-1-Dok/3

^x Karl Strobl, *Erfahrungen und Versuche. Notizen aus dem Nachlaß*, Herold-Verlag, Wien–München 1985, S. 99

^{xi} Uhl (s. Anm. 3), S. 7

^{xii} *Wochenblatt*, 27.6.1964, S. 5; Bildunterschrift: „Geistliche Doppelgarage Siemensstraße“

^{xiii} Uhl (s. Anm. 3), S. 95

^{xiv} Az W, Sammlung N3-138-19-K

^{xv} So musste das Stahlbetonskelett, da kein hochwertiger Stahl verfügbar war, stärker dimensioniert werden, die Klinker der Außenwände entsprachen weder in Form noch Farbe den ursprünglichen Wünschen, innen konnte aus Kostengründen kein Holzboden verlegt werden.

^{xvi} Az W, Sammlung N3-138-72-K

^{xvii} Uhl, „Gemeinschaftsbauten von Kirchengemeinden“ in: *Bibel und Liturgie*, Heft 2 und 3, Klosterneuburg 1970 (gekürzte Fassung) bzw. Az W, Sammlung N3-231-1-Dok und N3-231-2-Dok

^{xviii} Uhl, „Lois Welzenbacher: Ein Wegbereiter der Moderne in Architektur und Städtebau“, in: *Wort und Wahrheit*, 5/1959

^{xix} Achleitner / Uhl, *Lois Welzenbacher*, Residenz Verlag, Salzburg 1968

- ^{xx} Uhl (s. Anm. 8), S. 132
- ^{xxi} O. Uhl im Interview mit Gerd Walden, in: *Architektur- & Bauforum*, Nr. 139/1990
- ^{xxii} Achleitner (s. Anm. 19), S. 20
- ^{xxiii} Uhl, "Die Grundrichtungen der modernen Architektur im Profan- und Kirchenbau", in: *Christliche Kunstblätter*, 2/1959; "Eisen und Beton", in: *Die Furche*, Nr. 17, 23.04.1960; "Drei große Meister", in: *Die Furche*, Nr. 41, 08.10.1960; "Werk und Wort von Adolf Loos", in: *Die Furche*, Nr. 32, 1961; "Adolf Loos in seinen Bauten und Projekten", in: *Die Presse*, 17./18.10.1964
- ^{xxiv} Uhl (s. Anm. 3)
- ^{xxv} ebd., S. 6
- ^{xxvi} ebd., S. 7
- ^{xxvii} Jos P. Weber (1938–2003), damals (1968) Architekt in Hamburg und freier Mitarbeiter im Büro van den Broek und Bakema in Rotterdam; ab 1969 Professor für Städtebau und Architektur der Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Das Projekt *Baden-Leesdorf* war der Auftakt für mehrere Projekte, die er und Uhl gemeinsam machten: *Wohnen morgen Hollabrunn*, *Städtebauliche Studie Unteres Wiental*, Wettbewerb *Wohnen morgen Neumarkt am Wallersee*, *Hollabrunn II* und *Gutachten Forellenweg*.
- ^{xxviii} Weitere Mitglieder der Studiengemeinschaft waren die Architekten: Viktor Hufnagl, Franz Kiener, Ferdinand Kitt, Fritz Gerhard Mayr und Herbert Thurner.
- ^{xxix} Az W, Sammlung N3-232-1-Dok
- ^{xxx} Studiengemeinschaft "Vorfertigung im Schulbau" im Auftrag des Bundesministeriums für Bauten und Technik (Hg.), *Vorfertigung im Schulbau. Vorfertigung, Industrialisierung, Architektur*, Band 8, Wien 1970, S. 49
- ^{xxxi} Uhl erwähnte in einem Gespräch, dass es vor allem zwei zeitgenössische Persönlichkeiten waren, die ihn beeindruckten: John F. Kennedy und Papst Johannes XXIII. Beide verkörperten für ihn den Aufbruch aus verkrusteten Strukturen, standen für Optimismus und Tatendrang und waren für ihn Beweis, dass Zukunft gestaltbar ist.
- ^{xxxii} Uhl (s. Anm. 2), S. 176
- ^{xxxiii} Die beiden anderen Schulbauten waren das *Bundesschulzentrum in Wörgl* (Viktor Hufnagl und Gerhard Mayr, 1969–73) und das *BRG Imst* (Franz Kiener und Ferdinand Kitt, 1970–73)
- ^{xxxiv} Friedrich Achleitner, *Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. Bd. II. Steiermark, Kärnten*, Residenz Verlag, Salzburg–Wien 1983, S. 112
- ^{xxxv} Arbeitsgemeinschaft für Architektur, Stadtplanung, Koordination, *Städtebauliche Studie Wiental*, (gekürzte) Endfassung, Wien 1974, S. 111
- ^{xxxvi} Anton Bina, "Die Stadtautobahn ist tot ...", in: *Kurier*, 30.08.1975
- ^{xxxvii} Stichting Architecten Research (= Stiftung Architektenforschung); eine Stiftung, gegründet von neun Architekturbüros und dem Bund Niederländischer Architekten, mit dem Ziel einer möglichst breiten Anwendung von industriellen Fertigungsverfahren im Wohnungsbau bei gleichzeitiger Gewährleistung individueller Anforderungen der Wohnungsnutzer.
- ^{xxxviii} Uhl, "Gemeinsames Bau-Planungshandeln als politisches Konzept", in: Christ / Falkenberg / Meyer (Hg.), *Jenseits der Rendite. Aufsatzsammlung der Ringvorlesung 1992/1993*, Hannover 1993, S. 124
- ^{xxxix} Uhl, "Eine Sprache sprechen", in: *Arch+* 77, November 1984
- ^{xl} "Benutzerhandbuch", Az W, Sammlung N3-209-1-Dok
- ^{xli} ebd.
- ^{xlii} Uhl, "Bedingungen einer Kultur aus dem Handeln", in: Schweger / Meyer (Hg.), *Architektur der Gegenwart*, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1993, S. 212
- ^{xliii} Wohnbund Frankfurt, *"Neue Wohnformen". Überlegungen für zwei Wohnbund-Projekte in Heidelberg: ehemalige Stadtgärtnerei und Großer Ochsenkopf in Heidelberg-Bergheim* (Manuskript), Frankfurt 1994
- ^{xliiv} Ingo Bohning, *"Autonome Architektur" und "partizipatorisches Bauen"*, Birkhäuser Verlag, Basel–Boston–Stuttgart 1981, S. 172
- ^{xliiv} Hermann Czech, "Die Selbstkritik der Moderne", in: ders., *Zur Abwechslung. Ausgewählte Schriften zur Architektur Wien*. Mit einem Nachwort von Arno Ritter. Verbesserte u. erweiterte

Auflage des gleichnamigen 1977 im Verlag Löcker & Wögenstein erschienenen Buches, Löcker Verlag, Wien 1996, S. 144–148, hier S. 147

^{xlvi} ebd., 147f. Czech kommt zu dem Schluss: “Eine Kultur der Partizipation ist nur auf der Basis eines Manierismus möglich – deshalb ist er zu wichtig, um ihn den Manieristen zu überlassen.“ An anderer Stelle heißt es: “Der Manierismus ist der begriffliche Ansatz, die Wirklichkeit auf der jeweils erforderlichen Ebene zu akzeptieren; [...]“, s. “Manierismus und Partizipation“, in: a.a.O., S. 89–91, hier S. 91.

^{xlvii} O. Uhl im Gespräch mit Maria Welzig und Gerhard Steixner, in: Steixner / Welzig, *Die Architektur und ich*, Böhlau Verlag, Wien–Köln–Weimar, 2003, S. 171

^{xlviii} Uhl (s. Anm. 2)

^{xlix} Nicolaas J. Habraken, “Die Umsetzung einer einfachen Idee“, in: Fezer / Heyden (Hg.), *Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung*, b_books, Berlin 2004, S. 109

ⁱ Uhl (s. Anm. 38), S. 124

ⁱⁱ ebd., S. 125

ⁱⁱⁱ Uhl (s. Anm. 42), S. 212

ⁱⁱⁱⁱ Martin Heidegger, “Bauen Wohnen Denken“, in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Verlag Günther Neske, Stuttgart 1997⁸, S. 141